

Mutter und Sohn.

Eine wahre Geschichte aus vergangenen Tagen von R u f u s.

Zum zehnten Male schon legte Frau Watson die Arbeit, an der sie nähte, bei Seite und ging an die vordere Thür des Hauses — sie hielt die Hand über die Augen und schaute hinaus auf die staubige Straße. Endlich sah sie eine Staubwolke in der Ferne — es mußten die Moores sein, die von der Stadt heimkehrten, kein Anderer war heute hier vorbeigekommen. Und auf die Moores gerade wartete sie ja — sie sollten ihre Postfächer mitbringen.

Langsam kam der schwere Farmerwagen herangerollt, endlich war er da, und sie fragte mit erzwingener Ruhe, als ob sie nicht schon Stunden lang gewartet hätte: „Seid Ihr schon zurück?“

„Ja, wir hatten nicht besonders viel in der Stadt zu thun. Auf der Post waren zwei Briefe und eine Zeitung für Sie. Aber sind Sie nicht wohl, Frau Watson?“ fragte Frau Moore; „Sie sehen ja so elend aus, und seit drei Monaten habe ich Sie nicht in der Kirche gesehen.“

„Ich bin so wie immer,“ antwortete Frau Watson und nahm die Briefe. Frau Moore fuhr fort: „Es ist ungefähr Zeit, daß das Obergericht Ihren Prozeß entscheiden muß. Es sollte mich nicht wundern, wenn in dem einen Briefe etwas davon stünde, er ist von Ihrem Advokaten.“

Frau Moore hätte gar zu gern erfahren, was in dem Briefe stand, aber sie erfuhr es nicht, denn Frau Watson nahm die Briefe und ging in das Haus zurück und die Moores fuhren weiter. Frau Moore sah hinter ihr her und sagte zu ihren Töchtern, die auf dem Sitze hinter ihr saßen: „Die Frau ist krank, sie wird mit jedem Tage elender und sieht ganz eingestürzt aus.“ Und die eine Tochter antwortete: „Ein Wunder ist's nicht — es ist eine Schande, wie Henry sich gegen sie benimmt nach dem Tode, was sie für ihn gethan hat. In der Stadt sagte sie heute, er lasse sich gar nicht mehr bei seiner Stiefmutter sehen, seitdem er den Prozeß gegen sie angefangen hat.“

„Was kann man von einem solchen Halb-Indianer Anderes erwarten?“ sagte Vater Moore. „Das ist damit nichtsichtige Bande.“ Und damit hieb er auf seine Pferde ein, daß sie sich in einen schnellen Trab setzten — als ob er damit seine Ansichten über die Halb-Indianer betätigen wollte.

Das Haus schien ihr plötzlich dunkel geworden zu sein und es war so ängstlich schüchtern. „Ich will in den Obhgarten hinausgehen,“ sagte Frau Watson zu sich selber, und sie nahm ihre alte silberne Brille und ging langsam hinaus — es war, als ob jeder Schritt ihr schwer werde.

An den Bäumen hingen die reifen Kirscheln, die Aeste waren schwer davon. Die Kirscheln müssen morgen abgenommen werden, dachte Frau Watson, und es war ihr, als hätte sie etwas versäumt.

Mitten im Obhgarten war der Begräbnisplatz für die Familie. Zwei Gräber waren dort — eins mit Zimmetgrün überzogen, aber ohne Stein, auf dem anderen, dem größeren, lag ein weißer Marmor in einem eisernen Gitter. Dort saß Frau Watson nieder auf ihre zitternden Kniee und sagte leise vor sich hin: „Ich bin gekommen, John, um hier zu lesen, was uns Beide gleichmäßig angeht.“ Und dann nahm sie den einen der Briefe und Freundestränken traten ihr in die Augen und sie sagte: „Ja, John, ich bin deine rechtmäßige Wittwe — das Obergericht hat entschieden und hat die Entscheidung des anderen Gerichts umgestoßen — jetzt kann Niemand diesen Trost von mir nehmen.“

Immer länger wurden die Schatten im Obhgarten, aber die alte Frau lag noch an dem Grabe — ihr Geist wanderte zurück in vergangene Zeiten. Da war sie ein Mädchen und John war ein Knabe, und wie liebte sie den hübschen, blonden Jungen! Aber sie war blöde und konnte es ihm nicht sagen und er ging hinab nach der Küste, weit von ihr, und hatte ihr seine Liebe nicht gestanden.

Wie lange blieb er weg — es war eine Ewigkeit. Einmal schrieb er an seine Mutter: „Das ist hier kein Platz für eine Frau, dieses wilde Grenzgebiet ist nur für rauhe Männer.“ Und dann kam der Tag, wo er in das alte Heim zurückkehrte — ein ganz anderer John als der, welcher vor Jahren fortgegangen war. Martha war stumm, als sie ihn sah, wie starr und schön war er geworden. Aber warum war er ihr gegenüber so sonderbar, warum blickte er sie so traurig an und so fremd?

Sie ahnte nicht, was ihn bekümmerte; sie ahnte nicht, was in ihm vorging, und daß er einen schweren Kampf mit sich selber kämpfte. Am letzten Abend aber ehe er wieder abreisen wollte, kam er zu ihr und mit der Freimüthigkeit und Offenheit, die sie schon an dem Knaben so sehr geliebt hatte, sagte er: „Martha, ich liebe dich — aber ich kann dich nicht heirathen — ich bin ein solcher entsetzlicher Thor geworden. Ich weiß selber nicht, wie das Alles gekommen ist. Und wenn du es erst gehört haben wirst, dann wirst du nichts mehr von mir wissen wollen. Aber ich muß es dir

sagen. Siehst du, das war dort Alles so neu, eine ganz andere Welt, als ich dorthin kam. Und ich lebte mich dort ein und vergaß die Heimat, und die Männer hatten alle indianische Frauen und — auch ich nahm eine solche. Und als ich das that, da habe ich all' mein Lebensglück von mir geworfen, ich bin so elend geworden. Aber ich war so einsam dort und so verlassen, und Alles war so wild, und sie war hübsch und ich dachte, wir würden glücklich sein.“

„Wir hatten zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen. Der Knabe ist jetzt vier Jahre alt, das Mädchen ist todt, wir haben sie im Garten begraben. Als das Mädchen gestorben war, wurde meine Frau ruhelos und oft blieb sie Tage lang weg mit dem Canoe — und wenn ich auf der Arbeit im Camp war, dann hatte sie das Haus voll Indianer. Ich konnte es nicht länger ertragen, und endlich haben wir uns getrennt. Das ist Alles, Martha — mein Leben ist verdorben!“

Aufgeregt schritt John in dem kleinen Zimmer auf und ab — er rang die Hände und die Adern an seiner Stirn waren angeschwollen — es war ihm schwer geworden, der Geliebten seiner Jugend diese Beichte abzulegen. Endlich fragte ihn Martha: „John, hat dabei eine formelle Trauung stattgefunden?“

„Nein, was du Trauung nennen würdest,“ sagte er zögernd; „die Indianer haben nur sehr primitive Ideen von der Ehe — aber es war doch eine Trauung. Du wirst mir das nie verzeihen; je eher ich von hier gehe, desto besser wird es sein.“

Schon wollte er zur Thür hinausströmen, da eilte sie ihm nach, hielt ihn zurück und sprach zitternd: „John Watson — ich habe nichts zu vergeben; das Vergeben ist Gottes Sache. Was bin ich, daß ich Gott vorgreifen dürfte?“

„John, ich liebe dich — und ich habe dich immer geliebt!“

John lehnte nicht allein nach seinem Camp zurück. Das junge Paar baute sich an Stelle des alten Blockhauses, in welchem John bis dahin gelebt hatte, ein neues, hübsches Haus, in dem sie zusammen leben wollten. Aber als daselbe fertig war, sagte eines Abends Martha zu John: „Eines möchte ich dich noch bitten, ehe wir in's neue Haus ziehen — bringe deinen Sohn, deinen Henry, hierher, er bei uns wohnt. Seine Mutter hat sich wieder verheirathet, wie wir gehört haben — sie wird den Knaben vernachlässigen und wird nichts nach ihm fragen.“

Und John schloß Martha in seine Arme und küßte sie und sagte: „Du bist mehr als eine gute Frau, du bist eine Heilige!“

An das Alles dachte Frau Watson, als sie jetzt am Grabe ihres vor zwanzig Jahren verstorbenen Mannes kniete — ihr war, als fühle sie seine Umarmung, als fühle sie sein Gesicht auf dem ihren.

Vom Hause her rief eine laute Stimme: „Frau Watson! Frau Watson!“

„Ich komme schon,“ antwortete sie; sie hatte ganz vergessen, daß die Stunde gekommen war, in welcher der alte Nachbar Peterson, welcher stets der beste Freund ihres verstorbenen Mannes gewesen war, zu kommen pflegte, um ihr die notwendigen Arbeiten zu verrichten. Vor ihm hätte sie kein Geheimniß und er sah es ihr bald an, daß sie irgend eine gute Nachricht erhalten haben mußte. So stellte sie ihm denn mit, daß ihr Advokat sie benachrichtigt hatte, daß das Obergericht die Entscheidung des Untergerichts umgestoßen und erklärt habe, die nach indianischem Ritus abgeschlossenen Ehen zwischen Weißen und Indianerinnen seien gesetzlich nicht bindend. Dadurch wurde die Ehe zwischen Martha und John, die bis dahin für illegal gehalten wurde, legal geordnet.

Niemand war mehr erfreut über diese Entscheidung des Obergerichts als der alte Freund Peterson, und er kam jetzt auf den Prozeß, den der Stiefsohn der Frau Watson, der Halb-Indianer Henry, und dessen indianische Mutter um das von seinem Vater hinterlassene Besitzthum gegen die Stiefmutter angefangen hatten, zu sprechen. Er sagte: „Ich kann nicht begreifen, wie Henry so undankbar sein kann und sich auf Seite seiner indianischen Mutter gegen Euch stellt, die Ihr doch Alles für ihn gethan habt. Was würde er wohl heute sein, wenn Ihr ihn nicht aufgezogen hättet?“

Frau Watson nahm die Partei des Stiefsohnes. „Er ist immer gut gegen mich gewesen, bis er in jene wilde Gesellschaft gerieth — vielleicht beurtheilt Ihr ihn zu hart — er hielt es vielleicht für seine Pflicht seiner rechten Mutter gegenüber.“

„Ach was Pflichtgefühl — das Geld ist es, was er haben will. Alle diese Halb-Indianer haben ein Interesse daran, daß er den Prozeß gewinnt und Euch Eure Farm abnimmt. Und es wäre vielleicht besser, wenn Ihr jetzt hinüber in unser Haus zöget. Wenn diese Halb-Indianer hören, daß das Gericht zu Euren Gunsten entscheidet, sind sie zu Allem fähig — und Ihr seid hier in der Nacht allein im Hause und ohne Schutz.“

Aber Frau Watson fürchtete sich nicht — sie war nie von den Halb-Indianern belästigt worden und glaubte nicht, daß dieselben ihr etwas thun würden, und sie dankte dem Nachbar für sein freundliches Anerbieten. An diesem Abend aber sah sie noch lange in ihrem Hause und schrieb einen Brief an ihren Stiefsohn — daß die Farm ihm gehören solle, denn er sei der Sohn ihres Mannes, und es sei

dabei gleichgültig, ob er ein Halb-Indianer oder ein Weißer sei.

Spät an diesem Abend legte ein Canoe am Fluße unten an und eine schlanke Gestalt sprang ans Ufer, und in Mondbchein ging ein Mann leise hinauf nach dem Hause und öffnete die Küche, die nicht verschlossen war. Einen Augenblick stand er still, als ob er unentschlossen sei — dann zog er die Schube aus und ging leise hinauf und alles war still.

Als aber am nächsten Morgen Charlie Peterson kam, um die Küche zu melken, wunderte er sich, daß Frau Peterson noch nicht wach war — das war noch nie dagewesen. Er ging ins Zimmer, und mit Entsetzen erblickte er dort im Stuhle sitzend Frau Watson; — sie war ermordet worden — eine Blutlache war neben ihr auf dem Fußboden. Er rannte zum Tode erschrocken davon, um vom Hause Hilfe zu holen. Aus seinem kleinen Schlafzimmer aber, in welchem er die Nacht zugebracht hatte, kam Henry Watson herab — ihn hatte Heimweh nach der guten alten Frau gepackt, die ihn so gut und treu erzogen und die ihm so viel Liebe erwiesen hatte, und er war gekommen, um sie zu bitten, daß sie ihm alle seine Liebseligkeit der letzten Zeit verzeihe.

Todt und kalt fand er sie, wie war in dieser Nacht ermordet worden — wahrscheinlich schon ehe er ins Haus gekommen war und sich hinaufgeschlichen hatte in sein Schlafzimmer, um sie nicht zu wecken. Und vor ihr lag der Brief, den sie in den letzten Stunden ihres Lebens an ihn geschrieben und in dem sie ihn gebeten hatte, er solle heimkehren, sie habe Sehnsucht nach ihm — Alles solle ihm gehören.

Bald füllte sich das Haus mit Menschen — wie ein Lauffeuer hatte sich die Kunde in der ganzen Gegend verbreitet. Und keiner von diesen Männern, die hierher zusammengeströmt waren, zweifelte auch nur einen Augenblick daran, daß Henry der Mörder sei — denn er war es ja, der das größte Interesse an dem Tode seiner Stiefmutter hatte. Hatte er nicht den Prozeß gegen sie angestrengt, um das Besitztum derselben an sich zu reißen? — Und mußte er nicht den Prozeß verlieren, nachdem das Obergericht des Staates die indianische Ehe seines Vaters mit seiner Mutter für nicht bindend erklärt hatte?

In jenen Zeiten und in jenen Gegenden wurde mit Wörtern kurzer Prozeß gemacht, ganz besonders aber mit Halb-Indianern. Die Männer schlüpferten ominös mit einander, dann sprach der alte Peterson: „Laßt uns ihn selber fragen, was er in seinem Interesse zu sagen hat. Henry Watson, was weißt du von der Ermordung deiner Stiefmutter?“

„Bei Gott, ich weiß nichts davon!“

„Ich habe sie todt gefunden, als ich von oben herunterkam.“

„Warum bist du hierher gekommen, nachdem du Monate lang nicht hier gewesen warst?“

„Die Mutter hatte mir sagen lassen, ich sollte kommen; Bob Jones brachte mir diese Bestellung, als ich oben am Fluße arbeitete. Sie sagte, sie sehne sich nach mir — ich solle kommen, der Prozeß thue nichts zur Sache. So kam ich heute Nacht an und schlich hinauf in mein Zimmer, um sie nicht zu wecken.“

So sprach er, der Wahrheit gemäß; aber die Männer lachten höhnisch, keiner glaubte es, und ein tauber, aber rechtschaffener Schmeißer sagte schließlich: „Er hat die Frau ermordet — wir wollen ihn dafür tödten.“

Damit war das Urtheil gesprochen, und schnell wurden die Vorbereitungen für die Exekution getroffen — hinter dem Hause sollte er gehängt werden.

Schon hatte er die verhängnisvolle Schleife um den Hals — man fragte ihn, ob er noch etwas zu sagen habe, sonst solle er sein letztes Waterunfer beien. Seine Minuten waren gezählt — in wenigen Augenblicken war es vorbei mit ihm.

Da drängte sich plötzlich ein altes Indianer-Weib durch die Menge. Alle machten ihr Platz — und sie schrie: „Was wollt Ihr meinen Sohn hängen — ich selber habe die Frau da drinnen ermordet. Hier ist das Messer — jetzt hängt mich!“ Und mit Wütheschreie streifte sie die Schlinge von dem Kopfe des Mannes und warf sie über ihren eigenen Kopf.

Keiner sprach ein Wort — Jeder lauchte, wer sie war, und daß sie die Wahrheit gesprochen hatte.

„Warum hast du Frau Watson ermordet?“ fragte endlich der alte Peterson.

„Ich hatte sie schon zu lange leben lassen. Sie hat mir den Mann genommen und dann den Sohn, und nun hat ihr das Gericht alles gegeben! Küsse mich, Henry — du hast sie hundertmal getödt!“

Unsere neue Löwenbraut.

Von Signor Saltarino.

Wir waren in Trauer und Verzweiflung.

„Miß Welda,“ unsere Löwenkönigin, war gestorben. Der Stern und die Hoffnung der kleinen Menagerie Sturm, mit der ich nun schon seit zwei Jahren die deutschen Länder durchzog. Sie starb nicht auf dem „Schlachtfeld der Arbeit,“ wie es so schön in den Tagesblättern heißt, wenn irgend ein Unfall registrirt wird, nicht unter den Franken der Bestien, nein, sie betam erst einen ganz gewöhnlichen Schnupfen — in unserer kleinen Budestadt zog es mörderisch — den sie weiter nicht beachtete, der sich aber leider zu einer veritablen Lungentzündung entwickelte, der die Löwenkönigin nach nur achtstägigem Kranksein erlag. Und sie war erst 19 Jahre alt und ein Urbild von Gesundheit, Kühnheit und Kraft! Sie verband mit der Geschmeidigkeit der Katzen die Stärke des Bären und wenn ihre Peitsche auf die Löwen niedersauste, so gab es einen Pfiff, der so lang, wie der einer Schnellzugmaschine, wenn diese in einen Tunnel einfährt. Kurz, warend, drohend.

Ein Dichter würde sagen, daß ein rauher Nordsturm eine feurige Granatblüthe in die weißen, kalten Höfe der Alhambra geweht habe, wo sie getreten worden und verdozt sind. Miß Welda war nun aber nichts weniger denn eine Granatblüthe, sondern ein richtiges und echtes Bagantenkind, mit Horn an den Händen und hohen Schaffstiefeln. Desto mehr trauerten wir um unsern „Star“ denn einen Ersatz zu finden war schwer, fast unmöglich.

Und darum waren wir so traurig, denn mit Miß Welda war unser Glück dahin.

Herr Sturm laute sich den Schnurrbart ab und Madame hatte geröthete Augen. Diese hatte sie sonst nur, wenn Herr Sturm mit dem Inhalt der Kaffette in die Stadt gegangen war und einacheude Vergleiche des Tropens im Königreich Sachsen mit dem zu Barchach am Rhein angefertigt hatte. Aus diesem romantischen Städtchen stammte die gloriose Bändiger-Dynastie des Sturms und auch Herr Emanuel Sturm war mit Rheumwasser getauft worden. Daher seine Sachkunde in Allem, was mit Traube und Trester zusammenhing.

Doch seit dem Tode der Miß Welda hatte der Principal Studien über den Lebenssaft des Rheines, wie er dort gekeltert und in Sachen verkauft wird nicht mehr unternommen. Er fürchtete für das Geschäft und die Frucht hielt ihn von seinen gewöhnlichen Weinreisen ab —

Wir hatten unsere kleine Menagerie in L. bei Leipzig aufgestellt, ohne sonderliche Geschäfte zu machen. Wie gesagt, mit Miß Welda war unser Glück dahin.

Ein heißer Sommertag sah mich müthig auf der staubigen Landstraße nach Leipzig dahinschlendern. Mir gefiel es nicht mehr bei den Stürmen und da ich gehört hatte, daß in Leipzig ein Circus seine Porten geöffnet habe, beschloß ich, dort um Engagement nachzufragen, ganz gleich, als was man mich beschäftigen würde.

Nach einem ermüdenden Marsch durch eine häuserreiche Vorstadt gelangte ich an eine Promenade, wo zwischen Fierbäumen eine Fontaine ihre Strahlen in die heiße Luft warf. Ich bückte mich und schöpfte mir der Hand aus dem Wasser des Bassins, um meinen Durst zu stillen.

Da klopfte mich Jemand auf die Schulter und verunbert drehte ich mich um.

„Sieh' da,“ sagte eine bekannte Stimme, „auch einmal in Leipzig?“

In dem Sprecher erkannte ich einen Doktor G., einen Mann, der unserer Familie zu großem Dank verpflichtet war.

„Ich war froh, einen Menschen gefunden zu haben, dem ich erzählen konnte, in welche Kalamität ich gerathen, nur dadurch, daß es bei Stürms nicht mehr zum Aushalten war, seitdem Miß Welda gestorben. Auf einer Bank der Promenade schüttelte ich dem Manne mein Herz aus.“

„Na,“ sagte dieser, „wenn es weiter nichts ist! Ich glaube, ich kann Ihnen eine neue Thierbändigerin verschaffen.“

„Ich rief die Augen auf.“

„Sie, Doktor?“

„Ja, ich. Es kommt nur auf eine Probe an.“

„Wie kommen Sie aber um Himmelswillen zu einer Löwenbraut?“

„Das ist meine Sache. Wollen Sie mich begleiten?“

Wir verließen die Promenade und der Doktor schlug mit mir den Weg nach der Arbeiterstadt L. ein. Nach halbtägiger Fahrt mit der Pferdebahn waren wir am Ziele: einer modernen Methastafel mit teuffenden Frauen, schreienden Kindern und Willgeruch.

„Folgen Sie mir,“ sagte Dr. G., indem er sich einen Weg durch die in der Haus-thüre herumlungenden Kinder bahnte und dann drei Treppen emporsteuerte. Er klopfte an eine der Thüren und auf ein „Herin!“ betrat wir die Stube.

„gefingener an einander — haperts etwas. Wie Sie wissen, ist die Pension etwas knapp und Mama ist nicht gewöhnt, hauszuhalten. Da muß denn ich die Wirtschaft führen, um nur einigermaßen durchzukommen.“

Von dem Gespräch angelockt, erschien jetzt auch die Frau Mama auf dem Plan, eine dicke, watschelnbe Malajin mit häßlichem, gelbem Gesicht und wulstigen Lippen.

Sie radebrechte Deutsch und Holländisch durcheinander.

„Wellom, mijne heeren, waaraan heb ik het genoegen van Uw bezog te danken? ‘abe die Herr Doktor goet gelopen?“

„G. lachte. „Danke, Frau Start, ich bin schon seit heute Morgen 7 Uhr auf den Beinen und jetzt bereits wieder müde.“

„Oh, ich sein immer müde, ich kann slopen die ganze Taag.“

Und damit verschwand die Dide wieder, um im Nebengemach auf dem Sopha Platz zu nehmen.

„Ja, die Mama,“ meinte die Tochter, „die kann das Klima nicht vertragen. Hätten wir nur das nöthige Geld, ich bin überzeugt, wir wären längst wieder in Soerabaja. Sie paßt eben nicht nach Europa.“

„Ich muß Sie darauf aufmerksam machen, junger Freund,“ wandte sich der Doktor an mich, „daß der Vater des Fräulein Angelique 14 Jahre lang als Unteroffizier in Diensten der holländischen Colonialarmee stand — darüber auch diese kleine Pension, von der Mutter und Tochter jetzt leben. Später war er Bediensteter in einer großen Menagerie, die in Indien und Australien reiste und vor fünf oder sechs Jahren nach England kam, wo sie aufgelöst wurde. Wie heißt der Direktor nur gleich, Angelique?“

„James Hamilton!“

„Ganz richtig, Hamilton! Also, die Familie Start ging dann nach Deutschland, wo man einige Jahre von der Pension und dem ersparten kleinen Capital lebte. Dann starb der Vater plötzlich und nun ist hier manchmal Schmalhans Küchenmeister. Als Sie mir nun heute Morgen die Geschichte von ihrem „Star“ erzählten, dachte ich sofort an dieses junge Mädchen hier, das, wie ich während meinem Besuche in diesem Hause früher erfahren, mit Menagerieverhältnissen recht gut Bescheid weiß. Also, Angelique höre zu: Dieser junge Mann gehört zu einer Menagerie, deren „Löwenbraut“ gestorben und für die ein Ersatz gesucht wird. Ich habe sofort an dich gedacht. Hast Du den Muth, die Löwen vorzuführen?“

In das schlanke Mädchen kam Leben und Bewegung.

„Ach,“ rief Angelique blühenden Auges, „wenn es weiter nichts ist! Wie oft bin ich bei Hamilton mit Papa im Käfig gewesen! Ich fürchte die Thiere nicht — wo sind sie?“

„Richt hier in Leipzig — in einem kleinen Orte, etwa drei Meilen von hier.“

„Dann wollen wir doch gleich hin!“

„So schnell geht es nicht, Kleine,“ antwortete Dr. G. „Zuerst müssen wir auch hören, was die Mutter zu dem Muth sagt.“

„Oh, Mama ist mit Allem einverstanden, was ich thue; außerdem dürfte sie sehr froh sein, aus dieser Bude hinauszukommen.“

Und so war es auch, die dicke Malajin wunderte sich gar nicht weiter über den abenteuerlichen Plan ihres schwarzäugigen Töchterchens und sagte zu Allem Ja und Amen.

Herr Emanuel Sturm aber konnte ich telegraphiren, daß ich einen Ersatz für Miß Welda gefunden habe —

Als wir am andern Tage Mittags in L. ankamen, war die erste Frage des Fräuleins Angelique, nachdem sie nur flüchtig Herrn und Frau Sturm begrüßt hatte:

„Wo sind die Thiere?“

„Ich werde sofort die Ehre haben Mademoiselle,“ antwortete der Herr Principal und griff nach seiner Peitsche.

Wir gingen zum Käfig, dessen Insassen aufsprangen und unruhig hinter den Tratten auf und abstiegen.

„Schöne Thiere, auf Ehre, Herr Sturm!“ rief das Mädchen, bewundernd die Bestien betrachtend, „Geh, mit Madame Sturm eine Tasse Thee zu trinken, Mama, ich will mir einmal den Käfig von innen besehen.“

Die Alte watschelte davon.

„Aber Mademoiselle, Sie müssen sich doch erst mit den Thieren bekannt machen,“ meinte der Menageriebester, „sonst könnte der erste Besuch schlecht ablaufen.“

„Ach, ich bin bei Hamilton zu fremden Tigern gegangen, ohne daß mir etwas passirt wäre. Und diese lieben Kerle hier —“

„Na, Fräulein, wenn Sie durchaus wollen, dann will ich einmal den Käfig öffnen. Ich gehe aber mit.“

„Ganz wie Sie wollen, Herr Sturm, nöthig ist es aber nicht,“ erwiderte die couragirte Halb-Malayin und hüpfte hinter dem vorausschreitenden Dompteur her.

„Die Peitsche, Herr Sturm!“

„Ich erschau, denn ich wußte, daß die Thiere beim Erblicken der Peitsche unruhig würden.“

„Herr Sturm,“ schrie ich, geben Sie ihr die Peitsche nicht!“

Da lachte der kleine Sprühtüffel mit seinen weißen Zähnen und rief dem Principal die Peitsche aus der Hand. Wir war, als wollte das Herz zu schlagen aufhören, als Angelique dem großen, wilden „Nero“ mit der Silberpeitsche einen Hieb über die Schnauze zog. Das Thier stieß ein Geheul aus, daß der ganze Wagen zitterte und die alte Malajin die Thierstafel vor Schrecken zur Erde fallen ließ. Da war aber auch schon das tolle Mädchen weiter zu den Bestien vorgezogen, während der Principal an der Thüre zum Vorplatz stand, um im Falle der Noth das Mädchen schnell aus dem grimmigen Behälter zu lassen und den Rückzug zu beden. Hieb auf Hieb saulte jetzt auf die fauchenden, wüthenden Thiere nieder, ununterbrochen, mit sich immer erneuernder Kraft. Das Mädchen schien einen Arm von Stahl zu haben.

„Attention, Fräulein, die Thiere werden Sie in Stücke zerreißten!“ rief ich.

In demselben Augenblick geschah etwas Unerwartetes. Das Mädchen warf die Peitsche weit hinter sich, verschrankte die Arme und hielt waffenlos vor den wüthenden Thieren — ein — zwei — drei Sekunden. Dann trat Angelique einige Schritte zurück, lockte mit der Hand die Löwen, wie man einen Pudel lockt, und siehe da: die Bestien kamen langsam herangetreten und blieben vor den Füßen des Mädchens schmeichelnd und furchtsam liegen.

Wie sperrte da Herr Sturm, der immer auf dem Sprung zum Eingreifen gestanden, die Augen auf, nicht minder sein liebes Chorgespons, das bei dem Freilassen der Thiere herbeigekillt war, während die Malajin wieder ruhig ihren Thee schlürpfte, als ginge sie die ganze Geschichte nichts an.

Fräulein Angelique, Sie sind eine Dompteuse „par excellence!“ rief er in wäther Begeisterung.

„Ruinistück, Herr Sturm!“ lachte der kleine Satan, „die Thiere da — die kenne ich ja! Der da“ — sie traute dem großen Löwen „Nero“ das Fell — „ist jetzt vielleicht zehn Jahre alt, „Brutus“ und „Cesar“ mögen acht Jahre zählen, während mir das Alter der Löwin unbekannt ist — die habe ich noch nie gesehen. Aber die drei männlichen Löwen stammen von Hamilton, der sie vor fünf Jahren an die Menagerie Bombivell verkaufte.“

„Teufel, das stimmt — die Löwen sind von Bombivell —“

„Na, also. Ich habe die Thiere, bei denen ich früher mit dem Vater wohl hundert Mal im Käfig gewesen, sofort wieder erkannt, die Löwen mich auch. Einige Hiebe waren aber nothwendig, um die lieben Kerls nicht gleich von Anfang an zu verwöhnen. Ich werde aber mit ihnen gut auskommen, auf mein Wort, Herr Sturm.“

Daran zweifelte nun der ehrenwerthe Principal durchaus nicht. Er fuhr noch an demselben Tage nach Leipzig und klopfte sämmtliche Weinkeipen ab.

„Möchte auch seine Alte traktiren — er war froh, daß er eine neue „Löwenbraut“ gefunden hatte.

Solche Mädeln entbedt man nicht alle Tage — am allerwenigsten in einer Miethstafel, vier Treppen hoch!

Ein kleiner Irrthum.

Ein Bauer kommt spät Abend zu einem Zahnarzt und es entspinnt sich zwischen Beiden folgender Dialog:

Bauer: „Ich hab' so fürchterlich Zahnhweh, Herr Doktor; geben S' mir doch ein Mittel, daß's aufhörr!“

Zahnarzt (nachdem er den Patienten unterfucht hat): „Ja, mein Lieber, das ist ein hohler Zahn, — den müssen wir reißen.“

Bauer: „Was kost' denn 's Reißen?“

Zahnarzt: „Ohne Gasanwendung 1 Mark, mit Gas 5 Mark!“

Bauer: „Wissen S' was, Herr Doktor, da komm' i morgen beim Tag wieder, wenn S' loa Gas brauchen!“

Ein Pantoffelhieb.

„Diese Bosheit meiner Frau! Ich sage ihr vorigen Monat, sie liebe mich nicht — seitdem verzagt sie mir alle Speisen.“

Rebertrumpft.

A.: „Neulich war bei mir Gesellschaft, da spielte ein Komponist eigenhändig seine Lieber, und ein Dichter declamirte seine Gedichte.“

B.: „D, da hatten wir es jüngst besser. Ein Wurstmacher ah bei uns seine eigenen Würste, ein Bäcker ah sein eigenes Brot und — unerhört — ein Brauer trant sein eigenes Bier.“

Sindliche Rowität.

Mutter (weshalb den kleinen Otto in der Speisekammer erwischt): „Habe ich Dir das Naschen nicht auf das Strengste verboten, infamer Vengel? Du bringst mich mit Deiner Unfolgsamkeit noch in's Grab!“

Der kleine Otto: „Nimmst Du dann den Speisekammer Schlüssel mit in's Grab, Mama?“

Schelmliches Zeichen.

Lebemann (zum andern): „Ich weiß nicht, ob nicht der Bankier Meier vor dem Krache steht? ... Ich sah neulich bei ihm im Salon zwei verrostete Couponscheeten liegen!“